

rotem Lackleder. Nella hätte sich schon beim Versuch, sie anzuziehen, den Hals gebrochen.

Eine Kombination aus der Sängerin Eryka Badu und der Schauspielerin Issa Rae, notierte sich Nella in Gedanken, damit sie Malaika später alles haarklein erzählen konnte. Maisy erkundigte sich gerade, was »ACP« bedeutete. Gut, dass sie gefragt hatte, denn Nella wusste es auch nicht.

»Oh sorry – ich meine den Adam Clayton Powell Jr. Boulevard«, erklärte das Mädchen, »aber das ist immer so lang.«

»Oh! Na klar. Ja, ganz schön langer Name für eine Straße. Harlem ist ja so ein tolles Viertel. Mit so viel Geschichte. Wagner hat vor ein paar Monaten eine Lesung im Schomburg Center organisiert, ich glaube im Februar, mit einem unserer Autoren. Die kam sehr gut an.«

Nella unterdrückte ein Schnauben. Maisy war gar nicht bei der Lesung gewesen; Nella würde sogar ihren Zweitnamen darauf verwetten, dass Maisy in Manhattan bisher nie weiter nördlich als bis zum Naturkundemuseum gekommen war. Die Lektorin war wirklich nett – wie alle leitenden Angestellten bei Wagner bemühte Maisy sich selbst beim Händewaschen auf der Toilette um Smalltalk –, aber sie hatte nur eine sehr begrenzte Vorstellung von der »City«. Man musste nur Williamsburg erwähnen – immerhin gab es dort einen Apple Store, Biosupermärkte und eine verheerende Anzahl an Designer-Boutiquen –, und schon schreckte Maisy zusammen, als ob jemand sie gebeten hätte, in ihre Vagina schauen zu dürfen. Nella nahm stark an, dass das Mädchen mit den Dreadlocks sofort spürte, wie wenig Ahnung Maisy von der »Kultur« in Harlem hatte.

Nella hätte zu gern ihren Gesichtsausdruck gesehen, doch die beiden hatten bereits Maisys Büro betreten, deshalb musste sie sich mit dem Lachen, das leise ertönte, zufriedengeben. Subtil, doch in den Millisekunden, bevor Maisy die Tür schloss, konnte Nella die Belustigung in diesem Lachen hören – amüsiert, aber auch leicht genervt –, als ob sie fragen wollte: *Sie verbringen wohl nicht viel Zeit mit Schwarzen Menschen?*

Nella drückte der Bewerberin die Daumen. Sie hatte es nicht nötig, aber sie wünschte ihr trotzdem Glück.

6. August 2018

Nella räusperte sich und fuhr mit dem linken Daumen über die Papierkanten des Manuskripts, zuerst längs, dann quer. Sie wusste, dass sie sich dabei schneiden konnte, andererseits wäre eine blutende Wunde vielleicht gar nicht so übel – sie hätte dann einen Grund aufzuspringen und ein bisschen Zeit zu schinden, eine durchaus verlockende Option.

»Also?« Vera stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch und streckte den Hals vor, ein Tick, der ihre zweiwöchentlichen Besuche beim Chiropraktiker bitter nötig machte.

»Was halten Sie davon?«

»Na ja ... Da gibt es so ein paar Punkte. Wo soll ich anfangen?« Darüber hatte sich Nella schon viel zu lange den Kopf zerbrochen. Sie konnte unmöglich gleich mit der Wahrheit herausrücken: Dass sie Mühe gehabt hatte, *Nadelstiche* überhaupt bis zum Ende zu lesen, ohne in Strümpfen über den Küchenboden zu stampfen, das Fenster aufzureißen und die Seiten hinaus auf die Fourth Avenue zu schleudern, damit sie vom vorbeirauschenden Verkehr zerfleddert wurden. Dass sie um Mitternacht eine Pause eingelegt und eine Liste mit all den Punkten angefertigt hatte, die sie an diesem unsäglichen Werk hasste, die Liste anschließend zerrissen und die Fetzen in die Flamme ihrer Duftkerze gehalten und verbrannt hatte. Dass sie die angekockelten Fetzen gefilmt und das zehnekündige Video an Malaika geschickt hatte, die in Großbuchstaben zurückschrieb: SUPER. UND JETZT AB INS BETT, DU PSYCHO.

Nella hatte tatsächlich ein kleines bisschen übertrieben. Das Buch war gar nicht so schlimm. Es schilderte ganz gut die Trostlosigkeit der landesweiten Opioidkrise und enthielt ein paar rührende Szenen mit bewegenden Dialogen. Eine zehnköpfige Familie, konfrontiert mit lange verborgenen Geheimnissen; ein Baby, das knapp dem Tod entkam, ohne dass ihm ein Haar gekrümmt wurde. Das Buch schien in guter Absicht verfasst worden zu sein.

Abgesehen von einer Figur: Shartricia Daniels.

Nella würde es wohl nie erfahren, doch sie hatte den starken Verdacht, dass Colin Franklins erster Entwurf ausschließlich von frustrierten Weißen gehandelt hatte, die ein frustrierendes Leben in einer frustrierenden weißen Vorstadt führten. Wahrscheinlich hatte jemand – ein Freund oder Agent oder vielleicht sogar Vera – den Entwurf gelesen und angemerkt, dass das Buch noch »ein bisschen Farbe« vertragen könnte.

Nella war nicht dumm. Ihr war klar, dass People of Color als Protagonisten gerade en vogue waren und dass man darauf achtete, sämtliche Teile der Bevölkerung zu repräsentieren, wenn man nicht einen Sturm der Entrüstung auslösen wollte. Nella war keine von denen, die sich an öffentlichen Schmähungen beteiligten, aber sie verfolgte aufmerksam die Diskussionen in den sozialen Medien, um denjenigen, die aktiv wurden, ihre Unterstützung zu bekunden. Sie las tagsüber Kommentare und twitterte dann abends zurück, dass die Oscarverleihung wirklich zu weiß war. Und nach der berüchtigten Werbung, die einen Schwarzen Jungen in einem Hoodie mit der Aufschrift »Coolest Monkey« zeigte, verzichtete sie sechs Monate lang auf ihre Shoppingtouren bei H&M – ein ziemliches Opfer, weil Nella dort gern günstige Basic-Teile für ihre Sommergarderobe kaufte. Doch sie sah eine Verbindung zwischen dem kulturellen Fauxpas eines Konzerns und den Schwarzen Opfern von Polizeigewalt, weil People of Color in beiden Fällen nicht als vollwertige menschliche Wesen betrachtet wurden.

Und natürlich war sie nicht allein. Im Internet wurden immer neue Fälle von Fehlverhalten aufgedeckt. Die lauteste Stimme von allen gehörte vermutlich Jesse Watson, einem landesweit bekannten Blackaktivisten, der kein Blatt vor den Mund nahm. Nella und Malaika – und über eine Million weitere Anhänger – folgten ihm auf YouTube. Man konnte ihn durchaus auf der extremeren Seite des gesellschaftlichen Aktivismus einordnen, daher genügte es, seinen Namen zu erwähnen, schon war die Atmosphäre beim Abendessen schneller vergiftet, als wenn man sich mit fettigen Chipsfingern, an denen noch die Krümel vom Barbecue-Gewürz hafteten, an den Esstisch setzte und behauptete, man hätte keinen Hunger. Andererseits deuteten Jesses aufpeitschende Reden darauf hin, dass er genau diese Wirkung beabsichtigte.

Manchmal war Jesse für Nella ein kleines bisschen zu *extrem*, etwa als er sich auf YouTube neunzig Minuten darüber ausgelassen hatte, warum alle People of Color auf den Begriff »CP Time« – der für Colored People Time steht und besagt, dass Schwarze angeblich häufig zu spät kommen – verzichten sollten. Doch in anderen Fällen legte er den Finger mitten in die Wunde, zum Beispiel mit seinem Post, warum »Weiße, die es gut meinten« manchmal schlimmer waren als Weiße, die aus ihrer rassistischen Haltung keinen Hehl machten. Während Nella grübelte, warum sie *Nadelstiche* so unangenehm fand, fiel ihr ein, was Jesse über Weiße gesagt hatte, die sich so eifrig um »Diversität« bemühten: »Mit einem erhöhten Wissen um kulturelle Sensibilität ist auch eine erhöhte Verantwortung verbunden. Wenn wir nicht aufpassen, wird ›Diversität‹ zu einem Punkt auf der Liste, den die Leute einfach abhaken – schwammig, hohl und völlig eindimensional.«

Shartricia war nicht einmal eindimensional. Sie war flacher als die Buchseiten, auf denen sie beschrieben wurde. Laut ihrem weißen Schöpfer war sie neunzehn und mit

ihrem fünften Kind schwanger, und der Vater des Kindes trug entweder den Namen LaDarnell oder DeMorraine (Shartricia wusste es nicht, beide Männer hatten sich aus dem Staub gemacht, sobald sie von der Schwangerschaft erfahren hatten). Shartricia schimpfte und jammerte in fast allen Szenen und machte sich damit nicht nur bei ihrer Familie und ihren nicht-schmerzmittelabhängigen Freunden (von denen es immerhin einige wenige gab) unbeliebt, sondern auch bei den Leserinnen und Lesern. Aber das Schlimmste war ihr Name, »Shartricia«, der Versuch ihrer ungebildeten, crack süchtigen Mutter, das leuchtend grüne Kleid – das die gleiche Farbe hatte wie der Chartreuse-Likör – zu beschreiben, das sie im Club getragen hatte, als ihre Fruchtblase platzte.

Gut, das letzte Detail war so peinlich, dass es fast schon wieder originell war. Doch alles andere an Shartricia war einfach nur ärgerlich – vor allem das, was sie sagte; sie klang beim Lesen wie eine Mischung aus befreiter Sklavin und der missglückten Kopie einer Figur aus einem Tyler-Perry-Film. All das ging Nella durch den Kopf, trotzdem hatte sie keine Ahnung, wie sie ihre Gedanken der weißen Frau auf der anderen Seite des Schreibtischs mitteilen sollte, die sie nach ihrer Meinung gefragt hatte. Der weißen Frau, die zufällig ihre Chefin *und* Colins Lektorin war.

»Ich finde das Buch sehr ... aktuell.« Nella hatte sich für das Schlagwort entschieden, das man bei Wagner so gerne hörte. »Aktuell« hieß, dass im National Public Radio und im Frühstücksfernsehen darüber berichtet wurde. Es bedeutete, dass man »etwas Neues in die Diskussion einbrachte«, was Colin Franklin mit jedem seiner Romane versuchte, für die er aktuelle Schlagzeilen verarbeitete, etwa mit der mordenden Schwester-Geliebten, dem Amoklauf an einer Schule und dem sexy Serienmörder.

Vera nickte eifrig, ihr hellbrauner Pony hüpfte über strahlend grauen Augen. »Aktuell. Ganz genau. Er schreckt nicht davor zurück, die schlimmsten Auswirkungen der Opioidkrise zu schildern.« Sie notierte sich ein oder zwei Stichwörter auf ihrem gelben Notizblock, der direkt neben ihrem Ellbogen lag, und tippte sich dann mit dem Stift an die Wange, wie sie es schon so oft bei unzähligen Meetings gemacht hatte. »Und gibt es etwas im Roman, das Ihrer Meinung nach nicht so rüberkommt, wie es sollte?«

Nella studierte Veras Gesichtsausdruck auf der Suche nach einem Hinweis, was sie von ihr hören wollte. Als Nella das letzte Mal ein Buch kritisiert hatte, das ihrer Chefin gefiel – vor etwa sechs Monaten –, hatte Vera den Kopf gesenkt und gesagt, mit ihrem Feedback treffe sie den Nagel auf den Kopf. Aber als Nella dann das redigierte Manuskript per Expresszustellung an den Autor weiterleiten sollte, fiel ihr zufällig auf, dass ihre Kommentare auf den letzten Seiten gelöscht worden waren. Daraufhin hatte

sie das erste Kapitel durchgeblättert und auch dort keinen einzigen ihrer Kommentare gefunden.

Damals hatte Nella das nicht allzu sehr gestört. Ursprünglich hatte sie es bei ihrem Personalgespräch erwähnen wollen, dann aber darauf verzichtet, als das Gespräch nicht so gut gelaufen war. Doch jetzt fragte sich Nella, welche Aufgaben sie als Veras Assistentin eigentlich hatte. Wenn Vera ihrem Urteilsvermögen nicht traute, würde aus ihr nie mehr als eine Assistentin werden; und wenn sie nie mehr als eine Assistentin war, würde sie nie Lektorin werden. Dabei träumte sie schon seit zehn Jahren davon, seit sie in ihrem vorletzten Jahr auf der Highschool beschlossen hatte, bei der Schülerzeitung mitzuarbeiten. Sie schob in diesem Text-Tetris einfach gern Satzteile und Absätze hin und her. Das Redigieren beruhigte sie, daher redigierte sie freudig alles, was ihr unter die Finger kam, auch wenn sie eine Vorliebe für Schwarze Autorinnen hatte, die ihre eigenen Geschichten erzählen wollten. Die Aussicht, als Lektorin ihren Lebensunterhalt verdienen zu können, begeisterte sie, ganz zu schweigen von der Vorstellung, mitzubestimmen, was die Leute lasen und vielleicht auch – irgendwann – was sie schrieben? Das wäre gigantisch.

Kurz nachdem Vera ihre Diversitätssitzungen als »Freizeitvergnügen« deklariert und damit Nellas Hoffnung auf eine baldige Beförderung zerstört hatte, hatte sich Nella mit Malaika in ihrem mexikanischen Lieblingsrestaurant getroffen. Enchiladas heilten bei Nella normalerweise sämtliche Wunden, doch dieses Mal starrte sie mindestens anderthalb Minuten auf ihren Teller, bevor sie schließlich die Frage herausbrachte, die sie und Malaika sich immer stellten, wenn sie gekränkt oder beleidigt worden waren: »Meinst du, es hat was mit meiner Hautfarbe zu tun? Dass ich nicht befördert werde?«

»Vielleicht.« Malaika hatte sich die beinahe leere Flasche scharfe Chilisoße geschnappt, sie zum dritten Mal über ihrem Teller geschüttelt und dabei mit der Hand auf den Flaschenboden geklopft, um auch noch den letzten Tropfen in ihre Guacamole zu schütten. Noch immer nicht zufrieden, beugte sie sich schließlich zum Nachbartisch und nahm sich von dort die Chilisoße. Das weiße Paar wirkte leicht verdattert, sagte aber nichts – die beiden hatten sowieso keine Soße genommen. Und als Malaika die Flasche zurückgab und sich bedankte, brachten sie immerhin ein freundliches *Gerne!* heraus.

Die forsche Geste war mehr oder weniger typisch für Malaika, die Nella vor einigen Jahren in einer Karaoke-Bar im Village kennengelernt hatte. Damals war Nellas ursprünglicher Duettpartnerin nach zu vielen Bloody Marys zum Brunch übel geworden, und so hatte Nella Malaika in letzter Minute gebeten, mit ihr zusammen »Shoop« von Salt’N’Pepa zu rappen. Seitdem waren sie Freundinnen und tauschten sich ebenso über Enttäuschungen beim Online-Dating aus wie über selbst hergestellte Mittel für die